

In the Footsteps of Queen Victoria. Wege zum Viktorianischen Zeitalter, hrsg. von CHRISTA JANSOHN, Münster (LIT Verlag) 2003, XI + 342 S.

Ringvorlesungen sind heute an vielen Universitäten zur Regel geworden. Und regelmäßig führen sie auch zu umfangreichen Sammelbänden, in denen die verschiedenen Beiträge nach zumeist gründlicher Überarbeitung einem erweiterten Publikum zugänglich gemacht werden. Die von CHRISTA JANSOHN initiierte Bamberger Vorlesungsreihe von 2001/2002 sollte wichtige Aspekte des viktorianischen Zeitalters, einer ungemein wandlungsreichen wie komplexen Epoche, anreißen und gängige Vorstellungen, die sich an diese Ära knüpfen, einer kritischen Beurteilung unterziehen. Wie viktorianisch war das „Victorian Age“ und wie viktorianisch war die Monarchin selbst, nach der die große Epoche noch immer benannt wird, obschon es an Ansätzen zu einer anderen Namengebung nicht gefehlt hat? Allein der sozialgeschichtlich durchaus begründete Terminus „bürgerliches Zeitalter“ erfasst den Geist der Zeit ebenso wenig wie das wertneutrale Etikett „Großbritannien im neunzehnten Jahrhundert“. Weshalb es völlig berechtigt erscheinen muss, wenn sich ein guter Teil der Beiträge mit der Persönlichkeit der Königin auseinandersetzt, an deren hundertsten Todestag zudem erinnert werden sollte. Nicht nur der erste, ihr unmittelbar gewidmete Abschnitt, sondern auch die beiden folgenden Teile beziehen sich immer wieder auf Victoria als Repräsentantin eines Zeitalters, in dem das Vereinigte Königreich eine kulturelle Geltung erfuhr, die keineswegs hinter seiner politischen Vormachtstellung zurückstand. Bambergers Nähe zu Coburg musste es dann wohl nahe legen, Victorias Prinzgemahl Albert von Sachsen Coburg-Gotha, dessen historische Bedeutung gerade in Großbritannien noch immer unterschätzt wird, größere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

In einem knappen, aufaktmäßigen Vorwort verweist die Herausgeberin auf die markanten Wandlungen und Umbrüche, welche die Dynamik des „Victorian Age“ bestimmten und zu einer kaum überschaubaren Vielfalt von Erscheinungsformen beitrugen. Überzeugend zeigt sie auf, in welchem Ausmaß landläufige Charakterisierungen der Epoche den jeweiligen Standpunkt des Betrachters reflektieren. Wie dies bei einem Sammelband nicht anders zu erwarten war, stellen sich die folgenden fünfzehn, teils deutsch, teils englisch abgefassten Einzelbeiträge des Bandes, und dies keineswegs nur inhaltlich, als weitgehend heterogen dar. Überblickshafte Darstellungen stehen neben Spezialstudien, innovative Forschungen kontrastieren mit kompulatorischen Arbeiten und wenigstens ein Beitrag ist bewusst essayartig angelegt. Unter dem Obertitel ‚Cultural Memories, or Images of Queen Victoria‘ vereint der erste Abschnitt, wie bereits bemerkt, vier Arbeiten, in denen Victorias Bedeutung aus verschiedenen Gesichtspunkten her beleuchtet wird. In seiner weit ausgreifenden Studie ›Consuming Monarchy. The Changing Public Images of Queen Victoria‹ (41–66) rückt RALF SCHNEIDER die Eckpunkte ihrer Regierungszeit ins Bild, um daraus den Wandel erklären zu können, den die Rolle der Königin in diesen langen Jahren erfuhr. Hatte ihre jugendliche Unbekümmertheit dazu beigetragen, das politische Potential der Krone abzuschwächen, erhöhte ihr offen zur Schau getragenes glückliches Familienleben und die ebenso demonstrative Trauer um den geliebten Mann ihren Einfluss als moralische Kraft. So dass die Landesmutter endlich zu einem integrativen Symbol, einem „household word“ wurde, das eine zunehmend konsumfreudige Gesellschaft als Artikel wahrnehmen konnte. Sehr eingehend verfolgt der Verfasser die Vermarktung der Monarchin in der nun schon sehr aktiven Werbung und der Massenproduktion königlicher Memorabilia und Nippsachen. Hier hätte ein Hinweis auf analoge Trends in anderen Ländern, ob sie sich nun in Goethebüsten, Kaiser-Wilhelm-Keksdosen oder Bismarckheringen artikulierten, zur Abrundung des eben nicht so ganz spezifisch englischen Kulturphänomens beitragen können.

In ihrem ausführlich recherchierten, etwas überzeichneten Aufsatz über ›Victoria, Shakespeare's Second Queen‹ (67–81) sucht GEORGIANNA ZIEGLER den Dichter der elisabethanischen Epoche für das viktorianische Zeitalter zu beanspruchen. Hier erst habe sein Schaffen die volle

Anerkennung gefunden, so dass der Ikone Victoria die Ikone (oder „household word“?) William Shakespeare gegenüberstand. In der Tat lässt sich an einer Reihe von Beispielen nachweisen, wie nachdrücklich Victorias Name, die selbst einige Vorliebe für Shakespeare bekundete, mit seinen Werken verknüpft wurde. Aber geht es nicht doch etwas zu weit, ihn als einen Hofdichter der Regentin und Barden ihrer Epoche zu apostrophieren?

›The Invention of an Empress. Factions and Fictions of Queen Victoria’s Jubilees of 1887 and 1897 as Acts of Cultural Memory‹ (83–112) betiteln ANSGAR und VERA NÜNNING eine kulturwissenschaftliche Studie, in der Victorias Nimbus als Imperatrix und Mutterfigur einer vielfältigen Familie von Ländern und Völkern auf die genannten aufwendigen Festlichkeiten, für die eine Reihe von Gesetzen wie ein „Royal Titles Bill“ von 1876 als Präliminarien wirkten, und die sie begleitenden Diskurse zurückgeführt wird. In der Tat bedurfte es einiger Bemühungen, um die Vertreterin eines bürgerlichen Lebensstils, als die man sie kannte, zu einer allmächtigen Herrscherin zu erheben, die ihr Szepter über den Erdball ausstreckte. Wie die Verfasser ausführen, büßt die Monarchin darüber allmählich an Persönlichkeit ein, während sie zum Sinnbild eines Weltreichs aufsteigt. In den Feierlichkeiten zum diamantenen Regierungsjubiläum von 1897 steht endlich das Imperium und nicht mehr Victoria im Zentrum. Unter den Zeitzeugen und Dichtern, die diese Entwicklung in Worte fassten, wird, wie zu erwarten war, der Poet Laureate Alfred Tennyson, mehrfach angesprochen. In einer auf sieben Punkte aufgegliederten Funktionsanalyse werden endlich die substantiellen Aspekte der Apotheose Königin Victorias festgehalten: so hätte sie u. a. die Einheit des Vielvölkerreichs legitimiert, die Überlegenheit der britischen Nation über die Kolonialvölker begründet, Verhaltensnormen und verbindliche Wertmaßstäbe postuliert, zur Ausbildung eines kollektiven Bewusstseins beigetragen und die Entstehung eines imperialen Mythos in die Wege geleitet.

Noch ehe Victoria diese Erhöhung erfuhr, war sie der Nation allerdings als untröstliche Witwe ins Bewusstsein getreten, die sich weitgehend von ihrer öffentlichen Rolle zurückgezogen hatte. Grund genug, um dieses, immerhin auch für das 19. Jahrhundert extreme, Verhalten in den Mittelpunkt einer Untersuchung zu stellen, die den Viktorianern eine makabre Befangenheit mit den Dingen des Todes bescheinigt, wohingegen ihre Nachfahren in völliger Abkehr von diesem kulturellen Raster dem Modus unbeschränkter Sexualität anhängen. In seinem Aufsatz ›Der Tod und die Königin. Viktorianischer Totenkult und Queen Victoria als Witwe‹ (113–132) führt FRANZ MEIER Kategorien der Diskursanalyse ein, um die angesprochenen Anschauungsmuster und Verhaltensformen als Konstrukte aufschließen zu können, ohne allerdings die Realität des Sterbens und die Authentizität schmerzlichen Mitgefühls negieren zu wollen. Die Sterbebettszene der kleinen Nell im „Old Curiosity Shop“, die in diesem Zusammenhang zitiert wird, hätte durch einen Verweis auf die Schilderung des Begräbnisses des alten Anthony in ›Martin Chuzzlewit‹ (Kap. XIX) relativiert werden können, in der Charles Dickens den kommerzialisierten Trauerkult satirisch kommentiert.

Doch nun zum zweiten Abschnitt, der unter der Klammer ›Science, Society, and Victorian Culture‹ eine Vielfalt von Themen abdecken muss. In ihrem Beitrag über ›Christianity, Science and the Victorians. An Introduction‹ (135–152) betrachtet BARBARA KORTE das auf ein Jenseits ausgerichtete Christentum und die diesseitsbezogene Erforschung der Natur als diametrale Impulse eines bewegten Zeitalters. Ihr Augenmerk gilt dem Konflikt zwischen den bahnbrechenden Erkenntnissen der Naturwissenschaften und den traditionellen Glaubenssätzen, die mit dem neuen Weltbild nicht mehr in Einklang gebracht werden konnten. Ohne Zweifel rührt die fortschreitende Säkularisierung der anglikanischen Kirche zum Teil von dieser Aporie her. Doch die Dynamik der Epoche, die eine Vielzahl von Entdeckungen und Erfindungen zeitigt, Daseinsformen hervorruft, die das Landschaftsbild verändern, und tief in das gesellschaftliche Gefüge der Nation eingreift, wirkt sich auch in reformatorischen Bestrebungen und spirituellen Strömungen aus. Der Anglo-Katholizismus und die sozial orientierten protestantischen Glaubensrichtungen

werden von ihren Bekennern mit der gleichen Intensität verfochten, wie sie dem Naturforscher und Techniker eignet. Doch lassen sich alle diese Aktivitäten letztlich als ein Drängen nach Gewissheit verstehen, das selbst wieder aus der tiefen Unsicherheit herrührt, die man zu den Wesenszügen des „Victorian Age“ zählen mag.

Auch Barbara Korte zieht zur Abrundung ihrer Darlegungen Worte der viktorianischen Dichtung heran und, wie man fast erwarten konnte, sind sie Tennysons ›In Memoriam‹ und Matthew Arnolds ›Dover Beach‹ entnommen. JÜRGEN MEYER hingegen sucht die Disharmonie und Krisenhaftigkeit im geistigen Klima der Epoche an einer auch dem versierten Anglisten kaum bekannten utopischen Erzählung zu illustrieren: ›Nur ein viktorianisches Dilemma? „Flatland“ zwischen zwei Wissenschaftstraditionen‹ (153–176). Wie wir erfahren, wurde das 1888 erschienene Werk von dem Philologen und Theologen Edwin A. Abbott verfasst, der hier in einer mathematisch konstruierten Lebenswelt eine Vielzahl von Diskursen gegeneinander ins Spiel bringt. Wie der Verf. nachweisen kann, ist diese Komposition (er setzt sie einer Partitur gleich) so vielschichtig wie vielstimmig angelegt, dass sich zum Teil völlig differenzierte Themen aus ihr herauslesen lassen. In einem Exkurs legt er sodann die signifikante Funktion der Mathematik in dem komplexen Werk dar, die es dem Autor ermögliche, einem idealistischen Weltbild den Vorzug über den fortschreitenden Materialismus einzuräumen; was der narrative Ausklang allerdings wieder in Abrede zu stellen scheint. Es mag Jürgen Meyer nicht völlig gelungen sein, die epochentypischen Züge dieses anspruchsvollen, wenngleich dereinst durchaus populären Textes zu veranschaulichen. Zweifellos wird sein Beitrag indes zur Lektüre von ›Flatland‹ anregen, das bereits in einer Paperback-Ausgabe verfügbar ist.

In einem Vorlesungszyklus über das viktorianische Zeitalter darf ein Kapitel über die Frauenbewegung und den Kampf um die Gleichstellung der Geschlechter nicht fehlen; was MICHAEL MEYER denn auch in einem suggestiv betitelten Überblick besorgt: ›The Pleasures of Men and the Subjection of Women‹ (177–199). Der Verf. rekurriert zunächst auf Texte des 18. und 19. Jahrhunderts – wie erwartet kommen Mary Wollstonecraft und John Stuart Mill zur Geltung – und auf eine Reihe rezenter Darstellungen, in denen neben der rechtlichen die soziale Diskriminierung der Frau herausgestellt wird. Er schildert das Reformwerk Florence Nightingales und geht auf die erst in jüngster Zeit bekannt gewordene „doctresses“ Mary Seacole ein. Doch ist es nur schwerlich einzusehen, warum die Königin wieder einmal als Indikator der Reaktion herhalten muss. In ihrer Ablehnung der politischen Aktivität der Frauen war sie sich immerhin mit George Eliot einig; gleich ihr setzte sie sich jedoch für bessere Bildungsmöglichkeiten für Frauen ein, wie die von ihr initiierte Gründung des Londoner „Queen’s College“ im Jahr 1848 beweist. Im Übrigen hätte ein bloßer Blick in Victorias Briefe an ihre Tochter Vicky einiges an liberalen Anschauungen erkennen lassen.

Es gehört zu den unbestreitbaren Verdiensten des Sammelbandes, dass Prinz Alberts einflussreiches Wirken mehrfach Anerkennung findet. FRANZ BOSBACH kommt diesem Anliegen überdies in einer Spezialstudie nach, die noch wenig bekannte Einzelheiten über seine langjährige Tätigkeit als Kanzler der Universität Cambridge erschließt: ›Prinz Albert und das universitäre Studium in Bonn und Cambridge‹ (201–224). Er zeigt eingehend auf, mit welchem Engagement der „prince consort“ dieses Amt versah und welche Auswirkungen die von ihm betriebenen Reformen nach sich zogen. Unbekümmert um die Anfeindungen, die er als deutscher Prinz erfahren musste, wählte Albert das deutsche Universitätssystem, wie er es aus seinen Studien in Bonn kannte, zum Vorbild für eine gründliche Änderung der völlig veralteten Statuten und Studiengänge. Wenngleich es ihm nicht gelang, die noch bis heute nachwirkende Dominanz der Colleges abzubauen, konnte er immerhin eine Auffächerung des Lehrangebots und den gebotenen Wandel der traditionellen Bildungsanstalt in eine Stätte wissenschaftlicher Arbeit einleiten: „An die Stelle der Pflege formaler Bildung an traditionellen Stoffen trat die Vermittlung aktueller, mit fortschreitendem Erkenntnisgewinn sich ständig erneuernder Inhalte“ (224).

Man darf wohl mit Recht vermuten, dass KENNETH WYNNEs unterhaltliche Betrachtungen über ›Victorian Christmas: or, „What have the Victorians ever done for us?“‹ (225–235) aus einer vorweihnachtlichen Vorlesung hervorgegangen sind. Wir werden hier über einiges Wohlbekanntes oder auch weniger Bekanntes aus der Fülle englischer Weihnachtsbräuche belehrt, wie sie noch heute praktiziert werden oder über die Jahre eine Anpassung an die moderne Lebenswelt erfahren haben. So wird ausführlich erläutert, dass der viktorianische Weihnachtsbaum in dem urheidnischen Julblock einen Vorgänger hatte, der die kleine Prinzessin Victoria entzückt haben mochte (während die heutige Jugend sich eher an dem schokoladeüberzogenen „yule log“ delectiert) oder woher der mitunter schon als peinlich empfundene Brauch der „Christmas crackers“ herkommt. Der Verf. lässt es auch an Kritik nicht fehlen, wenn er etwa moniert, wie sehr der global grassierende Versand von Weihnachtsbillets unserer Umwelt schadet. Umso mehr muss es verwundern, wenn er im Widerspruch zu einigen vordem eingestreuten Überlegungen zur Genealogie des britischen „Father Christmas“ seine Skizze (wohl aus rhetorischen Gründen?) mit der ungekürzten Wiedergabe des klassisch-amerikanischen Hymnus auf „Santa Claus“ ausklingen lässt. „T’was the night before Christmas“ – in der Tat!

Nun aber zum letzten Abschnitt, der unter dem Titel ›Reading and Writing in Victorian England‹ endlich ganz der englischen Literatur oder vielmehr einigen als repräsentativ empfundenen Autoren gewidmet ist. Dass die Königin die Pflege Shakespeares hoch hielt, haben wir schon an früherer Stelle erfahren. Was sie am liebsten las, eröffnet uns JULIA KUEHN in ihrem Beitrag: ›The Bourgeois Pleasures of a Queen. Late-Victorian Fiction‹ (239–259). Nach einer Übersicht über Dichtungen und Romane unterschiedlicher Qualität, die den Gefallen der offenbar wenig selektiven Monarchin gefunden hatten, meint sie dann die Vorliebe der gealterten Victoria für eine Trivialautorin des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts erklären zu müssen. Die so erfolgreichen Romane von Marie Corelli verdankten ihre Beliebtheit nicht nur ihren überzogenen Liebesbehandlungen, sondern in gleicher Weise ihrer religiösen oder pseudoreligiösen Thematik. Auch könnte die Zeichnung gefühlsstarker weiblicher Charaktere Victorias paradoxen Vorstellungen zur Frauenfrage entsprochen haben. Ob damit ein bürgerlicher Wesenszug der Königin nachgewiesen ist, bliebe dahingestellt.

Doch nun zu einem weit bedeutenderen Schriftsteller, der lange vor Corelli Bestseller hervorbrachte. DIETER MEHL hat dessen Beziehung zu seiner Königin an den Anfang eines Beitrags über ›Charles Dickens und Queen Victorias England‹ (261–277) gesetzt, von wo er zu einer Würdigung des großen Erzählers als Repräsentanten seines Zeitalters überleiten kann. Dickens’ so spezifischer Realismus, der von manchen seiner Zeitgenossen absprechend beurteilt wurde, wird im Folgenden eingehend diskutiert, wobei der Verfasser die ausgeprägt individuellen wie epochentypischen Elemente seines Stils abzugrenzen weiß. Eingehende und kritische Aufmerksamkeit erfährt auch der Wandel in der Dickens-Kritik, die im Gegensatz zu der traditionellen Auffassung der Folgegeneration (sehr treffend kommt hier G. K. Chesterton zu Wort) nunmehr die anspruchsvolleren Werke seiner Reife bevorzugt. Die markante Entwicklung seiner Erzählkunst kann dann an den froh gestimmten ›Pickwick Papers‹, seinem ersten, und an dem vielstimmigen Spätwerk ›Our Mutual Friend‹ dargestellt werden, in dem sich ein düsteres Panorama der viktorianischen Welt abzeichnet. Mit welcher Schärfe der Autor gerade in den späten Romanen Gesellschaftskritik übt, hätte jene prominente Stelle in ›Bleak House‹ veranschaulichen können, in der die emphatisch vorgetragene Sterbeszene eines Bettlerjungen eine Anklage gegen das Establishment evoziert, die sich selbst gegen die Königin richtet: „Dead, your majesty. Dead, my lords and gentlemen [...] and dying thus around us, every day“ (Kap. 47). Die im Rahmen eines Sammelbandes gebotene Kürze muss allerdings gerade bei diesem Beitrag bedauerlich erscheinen. Man hätte wenigstens einen Hinweis auf das Fragment ›The Mystery of Edwin Drood‹ erwartet, das nach jüngster Meinung eine unterschwellige Kritik am Imperialismus enthält.

Sehr zurückhaltend hat INGEBORG BOLTZ ihren Aufsatz über einen anderen Klassiker der Epoche betitelt: ›„Alice’s Adventures in Wonderland“‹. Eine Kuriosität der viktorianischen Kinderliteratur (279–299). Hat doch das Werk Lewis Carrolls (und seine hier nicht angeführte Fortsetzung ›Through the Looking Glass‹) seit seinem Erscheinen eine längst nicht mehr überschaubare Lesergemeinde gewonnen, die zweifellos auch Erwachsene einschließt. Dabei weist ›Alice‹ ausgeprägt epochentypische Züge auf, wie sie auch den zeitgenössischen Paratext kennzeichnen. John Tenniels Illustrationen haben sich bis heute als unersetzbar erwiesen. Die Verf. erläutert die Bedeutung des Textes für die Kinderliteratur, behält aber seine Einmaligkeit durchwegs im Auge. Diese spezifische Eigenart leitet sie nicht zuletzt aus der Biographie des schriftstellenden Mathematikers ab, der in der Geborgenheit seiner Kindertage befangen blieb und seine Schüchternheit in Gesellschaft kleiner Mädchen verlor, die er durch kuriose, bewusst undidaktische Mären zu fesseln suchte. Sie weist die traditionellen Handlungsmuster der Komposition nach, um die Dominanz der parodistischen oder gänzlich absurden Momente, wie sie auch der viktorianischen Unterhaltungsliteratur eignen, abgrenzen zu können. Dass Carrolls Buch auch Verdrängungen reflektieren mag, wird nicht eigens erwähnt, aber keineswegs übersehen.

Dass gerade ein Aufsatz über Oscar Wilde sich an diese Ausführungen anschließt, mag gewollt oder ungewollt die Bandbreite der viktorianischen Literatur veranschaulichen. Doch behandelt RUSSELL JACKSON keineswegs die Märchendichtung des vielseitigen Autors, sondern geht in ›Oscar Wilde and Shakespeare’s Secrets‹ (301–314) vielmehr einigen seiner literaturkritischen Arbeiten nach. Hier lässt sich manche Anregung finden, und auch die Erzählung ›The Portrait of Mr W. H.‹, in der transsexuelle Elemente in Shakespeares Charaktergestaltung angerissen werden, verdient ausführlicher beachtet zu werden. Dass Wilde in dieser Fiktion ein für seine Zeit gewagtes Thema ansprach, ist nicht von der Hand zu weisen. Gleichwohl muss man sich fragen, ob dieser Beitrag viel zum Verständnis des viktorianischen Zeitalters beitragen kann oder nicht vielmehr am Gesamtthema des Bandes vorbeigeschrieben wurde.

Ganz anders steht es mit den beiden letzten Aufsätzen, die in einen Kernbereich der viktorianischen Kultur vorstoßen. Während im 18. Jahrhundert ausgedehnte Auslandsreisen zu den Bildungsprogrammen höher gestellter Kreise zählten, weitet sich die Reisetätigkeit nun auf bürgerliche Schichten aus, wobei die Unternehmungen oft fernere und selbst exotische Ziele ansteuern. Damit gerät die Dokumentation der gewonnenen Eindrücke und Erfahrungen zu einem ständig anwachsenden Literaturzweig, der bereits praktische Anwendung findet. Wie in Deutschland erscheinen nun die ersten Reiseführer. In ›Off the Beaten Track. Victorian Culture and the Refashioning of Late Romantic Travel Writing‹ (315–330) sucht RALPH PORDZIK Entwicklungslinien in der Reiseliteratur des 19. Jahrhunderts auszuloten, die von einer romantischen Selbstfindung abrückend durch die Konfrontation des Ich mit dem Anderen bestimmt wäre und auf eine Bestätigung der eigenen kulturellen Überlegenheit hinausläuft. Obschon sich in einigen der hier angeführten Texte Bruchstellen erkennen lassen, die bereits die Krisenstimmung der Moderne ankündigen könnten, bleibt das kollektive Identitätsbewusstsein der Reiseschriftsteller weiterhin dominant. Eine Darstellung der Frauenbewegung im Zuge der viktorianischen Epoche sollte sich abschnittsmäßig mit der eindrucksvollen Reisetätigkeit emanzipierter Frauen und der von ihnen verfassten Schilderungen befassen. Dies geschieht in diesem Fall durch die Studie eines Einzelschicksals, das sowohl epochentypische wie höchst individuelle Züge erkennen lässt. SILVIA MERGENTAL hat ihrem Beitrag den fürs Erste befremdenden Titel ›Fish and Fetish. Mary Kingsley in West Africa‹ (331–342) gegeben und damit auf die landeskundlichen wie religionswissenschaftlichen Interessen einer unerschrockenen Reisenden hingewiesen, deren Persönlichkeit und Werdegang eindrucksvoll umrissen werden. Wie schon Virginia Woolf monierte, musste Mary Kingsley gleich mancher Frau ihrer Zeit sich durch Selbstunterricht bilden, der einsame Entschluss, ganz auf sich gestellt Westafrika zu erforschen, folgte hingegen offenbar einer Eingebung. In ihrer Analyse der Schriften Kingsleys konzentriert sich die Verf. vor allem auf die Gender-

Problematik, mit der sich eine alleinreisende Frau in der afrikanischen Wildnis konfrontiert sah, und die ambige Form der Darstellung, mit der diese verzeichnet wird. Sehr nachdrücklich arbeitet sie den Gegensatz zwischen dem Autoritätsanspruch des weißen Mannes und der Unterlegenheit der Eingeborenen heraus, der sich in den Texten mit einer analogen Polarität der Geschlechter überschneidet. Wie dies Kingsleys offen bekundete Sympathie für die Bewohner des schwarzen Erdteils anschaulich macht, stand sie der patriarchalischen Herrschaftsstruktur des Westens, in der Mergental wieder einen spezifischen Wesenszug des viktorianischen Zeitalters sehen will, sehr kritisch gegenüber.

Die Herausgeberin hat ihrem Buch eine klar gegliederte Bibliographie beigegeben, die sich allerdings nur partiell mit den von den Einzelautoren angesprochenen Titeln deckt. So überrascht es, dass keiner der Beiträge sich direkt auf die vielfach so aufschlussreichen Briefe der Königin bezieht, die hier der Reihe nach aufgeführt werden. Stattdessen wird immer noch auf Lytton Strachey's illustrative Biographie verwiesen, die einer Zeit entstammt, die sich erst vom Viktorianismus absetzen musste. Auch eingefahrene Klischees lassen sich nicht immer vermeiden. So wird an mehreren Stellen mit der Metapher des „angel in the house“ operiert, als wäre Virginia Woolfs Polemik noch immer aktuell, obschon der Dichter Coventry Patmore damit etwas ganz anderes, nämlich den Geist hoher Liebe meinte, der die Beziehung zwischen den Geschlechtern veredelt. Die Viktorianer machen es uns nicht immer so einfach. In ihrer Einleitung räumt CHRISTA JANSON ein, dass im Rahmen ihres Buches keineswegs alle Aspekte des Zeitalters behandelt werden konnten, und findet dafür in der großen Komplexität der Epoche eine Begründung. Dem ist gewiss beizupflichten. Doch obschon mit diesem Sammelband keine umfassende Darstellung erzielt wurde, ist gleichwohl ein sehr anregendes und wissensreiches Werk gelungen, das in vielem neue „Wege zum Viktorianischen Zeitalter“ aufzeigt.

Herbert Foltinek (Wien)